

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter

Band: 53 (1988)

Heft: 3

Artikel: Lebenserinnerungen des Arisdorfer Lehrers Pius Wenger 1821-1901

Autor: Schuler, Max

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859202>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BASELBIETER HEIMATBLÄTTER

Organ der Gesellschaft für Baselbieter Heimatforschung

Nr. 3

53. Jahrgang

September 1988

Inhalt: Max Schuler, Lebenserinnerungen des Arisdörfer Lehrers Pius Wenger 1821–1901 — Paul Suter, Wässermatten im Baselbiet — Hildegard Gantner-Schlee, Die Graphische Sammlung des Kantonsmuseums Baselland (mit Aufruf) — Hans Hess, Aus Grossvaters Zeiten — Helene Bossert, Dorf- und Übernahme — Helene Bossert, Drei Gedichte — Matthias Manz, Jahresbericht 1987/88 der Gesellschaft für Baselbieter Heimatforschung — Heimatkundliche Literatur — Baselbieter Museumsprospekt — Burgenkundliches Kolloquium (Mitteilung).

Lebenserinnerungen des Arisdörfer Lehrers Pius Wenger 1821–1901

Mitgeteilt von seinem Enkel *Max Schuler*

Nachdem in unserer Zeitschrift bereits 1937 und 1942/43 Dr. Emil Thommen über die Tätigkeit seines Vaters Jakob als Unterlehrer in Arisdorf (1853–1873) berichtet hat und 1938 und 1988 Emil Schreiber (1908–1953 Lehrer in Arisdorf) gewürdigt worden ist, folgen nun die Lebenserinnerungen von Pius Wenger, der von 1842 bis 1893 als Unter- und Oberlehrer in Arisdorf gewirkt hat. Die letztgenannten Aufzeichnungen schildern anschaulich die vielseitige Tätigkeit eines katholischen Reinachers, der durch sein treues Wirken in der Schule und in vielen Nebenämtern der Gemeinde gute Dienste geleistet hat. S.

Vom Elternhaus

Mein Vater war ein tätiger Mann. Als Schuster trachtete er, durch eigenen Erwerb sich ein Heimwesen zu schaffen, das ihn und die Seinen in den spätern Jahren ernähren konnte. Er hatte in seiner Jugend schwere Tage. Oft erzählte er, wie er mit Setz Zwiebeln, Bohnen und dgl. gehandelt und in den benachbarten Ortschaften hausiert habe, wie ihn die Nacht überfallen und er da und dort halbe und ganze Nächte im Wald unter Eichen zugebracht habe.

Er blieb mir immer weniger zugänglich als die Mutter. Seine Werkbank stand in der Stube. Es war uns streng verboten, etwas zu berühren. Geschah es dennoch, dass wir an die gefährliche Bank traten und der Vater fand bei seiner Rückkehr eine Ahle oder Zange nicht am richtigen Ort, so war Feuer im Dach. Gewöhnlich musste dann die liebe Mutter auch als Mitschuldige herhalten.

Nach der Lehrzeit ging er mehrere Jahre auf die Wanderschaft und war da ein fleissiger, sparsamer Geselle, der seine 100 Neutaler aus der Fremde heimbrachte. Er kam als tüchtiger Schuster in sein Heimatdorf Reinach zurück. Vor 70 Jahren hiess es schon etwas, wenn jemand Luzern und Freiburg gesehen hatte, besonders da damals das Birseck noch nicht zur Schweiz gehörte. So konnte er vieles aus der Fremde erzählen, hat er doch gesehen, wie die Helvetische Regierung von einem Ort zum andern floh.

Nach der Wanderschaft blieb mein Vater noch einige Zeit ledig. Er erwarb sich etwas Vermögen. Dies geschah umso schneller, da er neben seinem Schusterhandwerk unter der französischen Herrschaft noch die Stelle eines sog. «Cantonsboten» versah. Wie er erzählte, war während der französischen Revolution in der Umgebung von Reinach 18 Monate lang ein Bataillon Franzosen stationiert, das sich «Du Doubs» nannte; von diesen lernte er so viel französisch, dass er sich einigermaßen verständigen konnte.

Die erste Wahl, die mein Vater beim Heiraten traf, fiel auf eine brave, stille Person. Aus dieser Ehe starb das einzige Kind vor der Mutter und sie schon zwei Jahre nach der Hochzeit. Nun verheiratete er sich mit der Tochter eines Bannwartes. Sie hatte bis zur Heirat viel als Landarbeiterin «getagelöhner» und konnte alle landwirtschaftlichen Arbeiten verrichten. Durch längeren Aufenthalt in dem damals einzigen Gasthof in Reinach hatte sie sich auch einige Kenntnisse im Kochen und Führung eines Hauswesens erworben.

Früheste Erinnerungen

Ich wurde am 9. März 1821 geboren. Als erstes Kind war ich meinen Eltern sehr lieb. Wie sie mir später mitteilten, war ich als Kind nie krank, entwickelte mich gut und meine Mutter konnte mich, da sie die Feldarbeiten und die Haushaltung fast ganz allein besorgen musste, zu allerlei Handreichungen gebrauchen. Mein Vater hielt in jener Zeit Lehrlinge und hie und da einen Gesellen. Zu wiederholten Malen hat mir einer der Lehrlinge folgendes erzählt: Als ich noch in der Wiege lag, hatte er das Amt eines Kinderwärters übernommen. Da traf es sich einmal, dass mein Wärter den Pflingling mit einer «teigen» Birne erfreute. Die Birne wurde ausgesogen und das Kerngehäuse blieb im Halse stecken. Der Schusterlehrling wurde nun Chirurg. Er nahm seine Ahle und holte den gefährlichen Gegenstand aus dem Schlund hervor und ich war gerettet! Als ich drei Jahre alt war, gesellte sich zu mir ein Schwesterchen.

Da konnte ich fast ganze halbe Tage zu Hause bleiben und die Kleine pflegen und wiegen. Oh, der Winkel ist mir unvergesslich, in dem ich sass, wenn ich die Wiege hin und her schaukelte.

Aus jener Zeit habe ich wenig Erinnerungen an meinen Vater. Er ging, besonders im Winter, mit dem Werkzeug noch in der Nacht mit seinem Gesellen oder Lehrjungen auf die «Stör» und kam erst spät abends wieder nach Hause.

Es trat nun ein Ereignis ein, das in unserem Hauswesen einen Wendepunkt herbeiführte. Bis zu meinem fünften oder sechsten Altersjahr war mein Vater ein tätiger, arbeitsamer und sparsamer Mann. Als solcher wollte er auch, dass im Gemeindehaushalt Ordnung herrsche und liess hie und da ein Wörtchen fallen, das einen wunden Punkt berührte. Er verklagte in Gemeinschaft mit anderen die Gemeindebehörde wegen unbefugter Aneignung von Holz aus dem im Banne liegenden, obrigkeitlichen Wald. Die Klage wurde gutgeheissen. Dies brachte meinem Vater hohe Gunst bei seinen Mitbürgern und bei der nächsten Gemeinderatswahl wurde er in diese Behörde gewählt. Es war ihm nicht recht, denn er hatte das Amt nicht gesucht. Er glaubte jedoch, darin bleiben zu müssen, da man ihm, dem Schuhmacher, so viel Zutrauen schenkte. So klein das Dorf war, sassen in den Behörden immer Leute aus den vermöglichen Familien, deren Vorfahren auch schon Gemeindepräsident, Kirchmeier, Gescheidsmann u.s.w. waren. Meine Mutter wusste, welche Standhaftigkeit es erforderte, in dieser Behörde zu sitzen und solid zu bleiben. Deshalb lebte sie in grossem Kummer. Anfangs ging es gut. Der neue Kollege stand in der Beratung oft allein mit seiner Meinung. Er machte nach der Sitzung schon aus diesem Grunde nicht mit, wenn es zum Glase ging, was damals Mode war. Allein, nach und nach trat der Neue in die Fusstapfen der Alten, was das Wirtshaussitzen anbetrifft.

Abends sass die Mutter mit uns Kindern zusammen und arbeitete, sei es, dass sie Kleider flickte oder Hanf rüstete. Wir Kinder beteten, wie es heute noch Sitte ist, knieend den Rosenkranz. Nachher blieb man noch traulich beieinander in der Stube. Wir mochten noch nicht zu Bette gehen. Die Arbeit war verrichtet und wir wollten einige fröhliche Augenblicke haben.

Im Sommer besorgte die Mutter mit uns den grössten Teil der Feldarbeiten. Wir schafften nebenbei Streue und Moos für zwei Stück Vieh herbei, damit ein Teil des geernteten Strohes verkauft werden konnte. Wir suchten dürres Holz und lasen Tannzapfen auf zum Feuern. Im Winter, bei Schnee mit Schlitten, brachten wir einen grossen Teil des Holzes zum Heizen aus unserem eigenen Holzland herbei oder machten auf der Heide Dornwellen. Das waren Tage und Stunden, die uns abhärteten. Sie stählten unsere Glieder und der Magen lernte viel ertragen, denn ein halber Tag in kalter Luft und bei strenger Arbeit zugebracht, gibt Appetit. Wir waren noch gut gestellt gegenüber unseren Kameraden. Wir hatten gute Kleider und ganze Strümpfe und Schuhe. Sie wickelten alte Lappen um die nackten Füsse und trugen defekte Schuhe. Bei

unserer Ankunft zu Hause waren nicht selten Schuhe und Hosen zusammengefroren und man hatte Mühe, die Füße aus dem Eisharnisch zu lösen.

Meine Mutter, die mit unermüdlichem Fleiss und haushälterischem Sinn in Kleidung und Nahrung uns anständig auftreten lassen konnte, hoffte sehr, dass wir später besser dastehen werden. Durch den Verkauf von Eiern und dem zu Markte tragen von Kirschen erwarb sie sich etwas bares Geld. Wie ich später erzählen werde, war ich einige Jahre selbender Ministrant. Als solcher hatte ich alle 14 Tage meines Amtes zu walten und erhielt dafür ein Salär von 15 Rappen. Dieses Geld kam meiner Mutter gewöhnlich sehr gelegen. Wenn ich aber bisher nur von Fleiss und Erwerb redete, so glaube man nicht, das Materielle sei in unserem Hause das einzige Ziel gewesen, nach dem gestrebt wurde. Nein, die Mutter ermahnte uns fleissig zum Gebet, hielt uns zum Besuch der Kirche an, wenn immer möglich, musste eines täglich die Messe anhören.

Die ersten Schuljahre

Ich weiss nicht, ob ich mit dem sechsten oder siebten Altersjahr in die Schule eintrat. Unser Lehrer war ein ernster Mann, der seine Fähigkeiten zum Lehramt in einem Kurs erwarb, der durch einen Geistlichen in Arlesheim geleitet wurde und einige Wochen dauerte. Durch eine Nachbarin und Anleitung meiner Eltern war ich mit dem ABC bekannt, ehe ich in die Schule kam. Ich lernte lesen und schreiben, d.h. abschreiben, mehr trieb man nicht. Wir hatten ein Lesebüchlein, in welchem Sätze vorkamen wie: «Aller Anfang ist schwer.» Es handelte sich darum, sich die grossen Buchstaben gut einzuprägen. Es folgte dann als Lesebuch eine Biblische Geschichte. Jedes Kind las leise auf seinem Platz; aber oft ging es sehr laut zu. Unterdessen bildete eine Klasse im Schulzimmer im Halbdunkeln einen Kreis und das Vorgerücktere liess der Reihe nach lesen, bis der Lehrer Schluss befahl. Von Erklären war keine Rede. Mit dem Schreiben wurde nicht sogleich beim Eintritt begonnen. Der Lehrer schickte von den ältern Schülern einen oder zwei zu den Frischeingetretenen und diese mussten die Kleinen in das Geschriebene einführen.

Das Rechnen fing mit dem Einmaleins an. Das lernte man auswendig und wenn dies ging, so hatte man ein hohes Ziel erreicht. Später wurden Zahlen zum Addieren und Subtrahieren angeschrieben oder diktiert. Angewandte Rechnungen waren selten. Das Ziel in diesem Fach war die «Regeldetri» (der Dreisatz). Ein besonderes Kopfrechnen fand nicht statt.

Die drei Fächer Lesen, Schreiben und Rechnen füllten die ganze Schulzeit aus. Der Gesang fand in besonderen Stunden für diejenigen statt, die sich dem Chorgesang in der Kirche widmen wollten. Zu diesen gehörte auch ich. Lange Zeit stand ich im Dienste des Kirchengesanges. Als die Gemeinde einen neuen Geistlichen erhielt, sollte auch der Kirchengesang etwas davon spüren. Unse-

rer drei Knaben von 10–12 Jahren mussten sich zu einer bestimmten Zeit im Pfarrhause einfinden und unter der Leitung des Organisten die neuen Messgesänge einüben.

Ein wichtiger Gegenstand unserer Schulzeit war der Religionsunterricht, damals Katechismus genannt, der bis zum zwölften Jahr auswendig gelernt werden musste. Später wurden die Zehn Gebote, das Apostolische Glaubensbekenntnis und die Sieben Todsünden ebenfalls auswendig gelernt. Als Lesestoff wurde zum ersten Mal das Neue Testament eingeführt. Wenn es hiess «Zum Lesen», stellte sich die Klasse in einen Kreis und nun wurde unter der Leitung eines Monitoren so lange gelesen, bis befohlen wurde, man soll seinen Platz wieder einnehmen. Über den Inhalt des Gelesenen wurde keine Anknüpfung verlangt. Im letzten Schuljahr durfte einige Male Geschriebenes aus früherer Zeit gelesen werden. Es wurden gewöhnlich Kaufbriefe und dgl. mit grossen zierlichen Anfangsbuchstaben und hochfahrender, bombastischer Einleitung aus der österreichischen, bischöflichen Zeit in die Schule gebracht. Da wurde Vieles gelesen, was nicht auf dem Pergament oder dem Papier stand!

So viel ich mich erinnere, wurde nur einmal unter Basel eine Prüfung abgehalten. Ich hatte da eine Rechnung an der Wandtafel auszuführen, die wir «Regeldetri» (Dreisatz) nannten. Hier hiess es: Führe das zweite Glied unter das dritte und multipliziere und dividiere das Produkt durch das erste Glied. Ich glaube, ich habe es damals so gemacht, weiss aber nicht mehr, ob das Facit richtig war. Ich muss noch berichten, dass ich einmal in einem Winter bei einem geschickten Gipser Unterricht nahm. Er besass ein Rechnungsbuch und daraus rechneten wir einige Beispiele. Es fiel dieser Unterricht in die Zeit nach der Alltagsschule und half mir das früher Erlernte in die Bezirksschule zu retten.

Um diese Zeit errichtete unser Pfarrer während eines Winters eine Privatschule. Es war ihm die «Sprachschule» von Pfarrer Probst in Dornach in die Hände gekommen. Er benutzte die genannte Sprachlehre zur Übung in der Wortkenntnis und zum Nachbilden von Sätzen nach gegebenem Muster. Mich wollte er mit der Einführung der Pestalozzischen Einheitstabellen vertraut machen und ich sollte das Erlernte meinen Mitschülern beibringen. Allein ich hatte bloss das Buch und die Tabellen, das waren tote Gegenstände. Es fehlte mir das lebendige Wort, d.h. der Unterricht aus dem Munde eines anderen und darum konnte ich wenig ausrichten.

Auch eine sog. Nachtschule führte der Pfarrer ein, die 8–10 Schüler zählte. Der geistliche Herr las mit uns aus Zschokkes Schweizergeschichte und liess uns hie und da etwas abschreiben. Er unterhielt sich mit uns sogar über die Tagesereignisse. Wenn die Zeitung gerade bereit lag, wurde daraus gelesen und über den Inhalt gesprochen. Manche angesetzte Nachtschulstunde fiel auch aus. Wurde kein Unterricht erteilt, so gingen die meisten Schüler nicht geradewegs nach Hause. Sie trafen sich bei einem Kameraden zu Hause, besonders

dort, wo es Spielkarten gab. Da wurde dann der Abend beim Kartenspiel verbracht. Ich gehörte nicht zu diesen Glücklichen (?). Man gab mir die strenge Order, wenn keine Schule ist, so kommst du sofort heim.

Zu der Schilderung meiner Schulzeit gehört auch die Beschreibung meines Ministrantendienstes. Durch einen Schulkameraden wurde ich in dessen Geheimnisse eingeweiht. Sie erforderten ein gutes Gedächtnis und eine grosse Aufmerksamkeit. Es war für die Eltern eine grosse Ehre, wenn ihr Knabe den Altardienst versehen durfte. Schliesslich war die geringe Entlohnung von 15 Cts. pro Woche für meine Mutter ein willkommener Zustupf in die Haushaltungskasse.

Die Zeit meiner Alltagsschule fiel zum grossen Teil mit den Basler Trennungswirren zusammen. Wie bekannt, hielt meine Heimatgemeinde zur Stadt. Mein Vater war während dieser Zeit Mitglied des Gemeinderates. Eine schwache Minderheit der Einwohner hielt zur Landschaft. Sie trat oft mit grosser Heftigkeit, besonders gegen die Vorgesetzten auf und drohte mit Mord und Brand. Ja, beim ersten Auftreten dieser Partei wurden alle drei Gemeinderäte von einer bewaffneten Rotte aus ihren Wohnungen geholt und zum Freiheitsbaum geführt. Da sollten sie mit den wackern Helden (darunter eine Anzahl bekannter Frevler) singen und tanzen. Es wurde ein provisorischer Gemeinderat eingesetzt. Aber bald erschienen die Basler, fällten den Freiheitsbaum und die früheren Behörden wurden wieder eingesetzt. Sie blieben im Amt bis zum 3. August 1833. In den Jahren 1830–1833 erlebten wir noch manche kummervolle Nacht. Mein Vater wurde wiederholt als Abgeordneter da und dort hingeschickt. Man hoffte immer noch, es könnte zu einem Ausgleich zwischen Stadt und Land kommen. Unser Dorf blieb unter der Basler Regierung. Es kam oft zu Reibungen mit den Nachbargemeinden. Bei einem bedrohlichen Anlass nahm der Gemeinderat die Flucht nach Basel. Am 3. August, als die Landschaft bei Pratteln siegte, war unser Dorf in grosser Gefahr. Die Sieger zogen bei uns durch, viele hielten sich bei uns auf und meinten, es sei nun alles erlaubt. Der Gemeinderat war bemüht, allen Wünschen zu entsprechen und sorgte für die Nacht für Unterkunft und Verpflegung, sowohl für die Mannschaft wie auch für die Pferde. Während diesen Bemühungen wurde der Gemeindepräsident von einer durchziehenden Gruppe in der Nacht erschossen!

Von meinem 12.–15. Altersjahr war ich meinen Eltern bei ihren landwirtschaftlichen Arbeiten behilflich. Ich arbeitete gern und auch meine Schwester wurde früh zur Arbeit und Sparsamkeit angehalten. Unsere Mutter war als Landarbeiterin sehr gewandt und wir schnitten z.B. den Bauern im Akkord das Korn. War die Ernte vorbei, so ging es in mehreren Sommern in den Nachbargemeinden weiter. Ebenso half ich beim Ernten der Kartoffeln. Eine befreundete Bauernfamilie, die uns das Pflügen des Landes besorgte, war uns besonders gewogen. Wenn sie eine Arbeit aus Mangel an Zeit nicht besorgen konnten, wurde sie uns angeboten und wir waren bei ihnen wie zu Hause.

Daneben suchten wir im Wald dürres Holz für den Winter. Ich erkletterte Föhren und Tannen, um dürre Aeste herunter zu hauen. Bei diesem Anlass fiel ich einmal von einer Föhre herunter und brach das linke Bein. Ein älteres Mädchen, das mit mir Holz sammelte, trug mich bis ins Dorf. Die Heilung des Bruches hatte keine grosse Schwierigkeiten; ich konnte bald wieder gehen. Auch bei dieser Gelegenheit habe ich erfahren, wie sich eine besorgte Mutter für ihre Lieben aufopfert.

Meine Eltern besaßen wenig Obstbäume. Es war damals Sitte, dass man im Herbst unter den Obstbäumen das über Nacht gefallene Obst auflesen durfte. Wenn es soweit war, machten sich ärmere Leute an das Auflesen. Frühmorgens, ehe der Tag graute, hängte man sich einen Sack über und ging in eine obstbaumreiche Gegend. Sofort machte man sich an das Auflesen. Es ging über feuchte Stoppeläcker, frischgepflügtes Land, nasse Kleeäcker, immer geradeaus den kürzesten Weg nach dem nächsten Baum. Wie lachte mir das Herz vor Freude, wenn ich von ferne einige Äpfel oder Birnen unter einem Baum erblickte. Man wird vielleicht glauben, das an den Bäumen hängende Obst sei in grosser Gefahr gewesen. Allein die Obstaufleser führten untereinander eine Art Feldpolizei aus. Man war nirgends sicher, ob man nicht beobachtet werde, denn es war auch ein Feldhüter da. War das Obst vom Besitzer gepflückt, konnte man «etzeln», d.h. einzelne Früchte, die am Baum hängen geblieben waren, durfte man jetzt nehmen.

In der Bezirksschule

In der Zeit vom Austritt aus der Alltagsschule bis zum Eintritt in die Bezirksschule geschah wenig für meine geistige Ausbildung. Wenn die sog. Repetierschule jetzt wenig leistet, so leistete sie vor 60 Jahren noch weniger. Besonders während und nach den dreissiger Wirren war von regelmässigem Schulbesuch keine Rede. Während den Wintermonaten wurde die schon erwähnte Nachtschule besucht. Als ich das fünfzehnte Altersjahr zurückgelegt hatte, errichtete Baselland Bezirksschulen. Obgleich mein Vater mit der seit der Trennung herrschenden Ordnung nicht einverstanden war, fand er doch, das neue Institut könnte mir nützlich werden. Es wurde mir gestattet, diese Schule zu besuchen. Mein Freund K. und ich wanderten nun täglich nach Therwil. Wie erstaunten wir aber, als wir Mitschüler aus andern Gemeinden antrafen, die uns in ihren Kenntnissen bedeutend überragten. In den meisten umliegenden Ortschaften waren die Primarschulen besser bestellt als bei uns. Die Bezirkslehrer hatten eine schwierige Aufgabe, da die Schüler sehr verschiedene Vorkenntnisse besaßen. Wir zwei z.B. hatten noch keine Landkarte gesehen. Da wir aber grossen Lerneifer mitbrachten, konnten wir mit den andern bald schritthalten. Die Schule war mit Lehrmitteln dürftig ausgerüstet und schon im ersten Jahr trat Lehrerwechsel ein. Ein beliebter Lehrer, Scriba, war deutscher Flüchtling und wurde auf Verlangen des französischen Königs nach Tagsatzungsbeschluss ausgewiesen. Solche Schmach erlebte damals unser Vaterland. Zwölf

Jahre später (1848) hatte jener König das gleiche Schicksal. Er musste Thron und Land verlassen. Die grosse Nation gab ihm für immer den Abschied (Louis Philipp). Nach einem Jahr wurde der Lehrkörper vervollständigt und der Unterricht nahm seinen geordneten Gang.

Während des dreijährigen Besuches der Bezirksschule blieb ich der Beschäftigung in der Landwirtschaft nicht fern. Wenn ich am Morgen das väterliche Haus verliess, bekam ich Instruktion, ich hätte mich in diesem oder jenem Acker oder Rebland einzufinden. Auf dem Schulweg besprachen mein Freund und ich den behandelten Unterrichtsstoff. In den Ferien half ich meinen Eltern auf dem Felde und bei den Bauern. Wenn ich bei den Leuten aus der Schule schwatzte, d.h. dieses oder jenes aus der Geschichte, Natur- oder Völkerkunde mitteilte, waren sie Aug und Ohr. Als wir von den Ursachen der Reformation berichteten, da war man um uns sehr besorgt.

Lehrerkurs in Liestal

Im dritten Schuljahr ermunterte man uns, Unterricht im Latein zu nehmen. Im Herbst 1838 wurde in Liestal ein Lehrerkurs durchgeführt. Da ich mich dem Lehrerberuf widmen wollte, stellte ich auf Anregung meines Vaters das Gesuch, daran teilzunehmen. Der Unterricht erstreckte sich auf Sprache, Rechnen und Zeichnen. Ich kam da als Jüngling mit jungen und alten Lehrern in Berührung. Viele von ihnen hatten keinen Seminarunterricht genossen. Sie kamen aus allen Berufen. Die meisten zeigten aber eine grosse Liebe und Eifer für die behandelten Fächer. Am Morgen, am Mittag und abends wurde ein Lied gesungen. Es herrschte ein Ernst und eine Liebe zur Sache, dass jeder Besucher sein Erstaunen nicht zurückhalten konnte.

Im Lehrerseminar Lenzburg

Nach 2½-jährigem Schulbesuch wurde eine Stipendiumsprüfung für Lehramtskandidaten ausgeschrieben. Ich meldete mich an und bestand sie. Es war das Seminar Kreuzlingen, das mich aufnehmen sollte. Da öffnete sich das Seminar Lenzburg für Kandidaten aus andern Kantonen. Der Erziehungsrat wünschte, dass wir dieses Institut besuchen sollten. Im Oktober 1839 bestand ich mit 3 andern Landschäftlern die Aufnahmeprüfung in Lenzburg. Im November fand unser Einzug statt.

Es waren nun 6 Jahre verflossen, seitdem der Kanton Baselland bestand und die Seminaristen begrüsst uns als Helden. Seminardirektor Keller hatte für uns auch ein gutes Heim und Kosthaus reserviert. Ja, da hatte ich meine schönen Tage! Wir waren bald daheim. Es waren freundliche und zuvorkommende Kostgeber und Tischgenossen. Unsere Kameraden aus dem Aargau sahen mit einer Art Bewunderung an uns hinauf, denn wir waren ihnen in vielem überle-

gen. Wir hatten Mitschüler, die keinen andern als den Primarschulunterricht genossen hatten. Für die besser vorbereiteten Seminaristen waren solche ein Hindernis. Doch hatte dieser Umstand auch sein Gutes. Wer wirklich Begeisterung für den künftigen Beruf hatte, wusste seine Zeit gut zu verwenden. Ich gab im letzten Jahr etwa vier Kollegen Privatunterricht in Arithmetik, Algebra und Geometrie, wobei mir vieles klarer wurde. Was unser engeres Zusammenleben unter uns Landschäftlern anbetrifft, nämlich im gleichen Zimmer, war im grossen und ganzen Friede und Eintracht. Mit Freund K. teilte ich ein Bett. Wie oft haben wir einander über den behandelten Lehrstoff examiniert, bis einer von uns einschlummerte.

Der Umgang mit der Welt ausserhalb der Schule und den Hausgenossen war beschränkt. Der Wirtshausbesuch war uns verboten und so viel ich beobachten konnte, wurde das Verbot wenig übertreten. Am Feierabend besuchte man hie und da die Kollegen in einem andern Kosthaus oder machte in der kühlen Abendluft einen Spaziergang in der Umgebung des Städtchens. Am Sonntag war man verpflichtet, den Morgengottesdienst zu besuchen. Am Nachmittag spazierte man gelegentlich bis in eine benachbarte Ortschaft. Ein einziges Mal veranstalteten die Lehrer einen Ausflug in die Gegend von Aarau. Die Reise in die Ferien wurde zu einem wahren Vergnügen, besonders wenn der Himmel mit uns war. Unser Weg ging gewöhnlich über Aarau der Schafmatt zu. In Aarau nahmen wir bei B. G. als Stärkung einen Schoppen Roten, dann gings durch herrlichen Tannenwald nach Erlinsbach. Es war doch etwas Schönes, als man solche Fusstouren machen konnte, ohne müde zu werden. Gewöhnlich legten wir den Weg (ca. 12 Std.) nach Hause in einem Tag zurück.

Wir genossen anregenden Unterricht, besonders in Sprache und Mathematik. Die Religionsstunden waren für den Lehrer nicht immer erfreulich. Es wurden von Schülern oft Fragen gestellt, die ihm zeigten, dass seinen Worten nicht unbedingt geglaubt wurde. Solches gab dann Anlass zu Gesprächen nach dem Unterricht, die in mir manchen stillen Seufzer erweckten, weil ich an diesem und jenem zu zweifeln anfang, was mir bisher heilig war. Nun, es hat sich bis jetzt noch manches geändert! Der Gesangsunterricht (Instrumentalunterricht gab es noch nicht) war oft peinlich. Ein alter, wunderlicher Lehrer sollte ca. 30 junge Leute von 17–22 Jahren unterrichten und Disziplin halten. Es verfloss mehr als ein Jahr, ohne dass wir im Singen oder der Gesangstheorie etwas lernten. In der zweiten Hälfte des Kurses ging es besser, doch konnte in den 16 Monaten nichts Wichtiges geleistet werden. Ich kann mich nicht erinnern, dass einer unserer Kollegen es unternahm, Gesang in seiner Klasse zu unterrichten.

Unser Kurs dauerte vom 1. November 1839 bis Ende April 1842. Ich kehrte mit den besten Entschlüssen, grosser Begeisterung und voll Hoffnung auf eine glückliche Zukunft nach Hause zurück.

Unterlehrer in Arisdorf

Ende Mai 1842 erhielt ich ein Schreiben, worin ich aufgefordert wurde, die Stelle eines Unterlehrers in Arisdorf anzutreten. An einem schönen Maisonntag reiste ich nach Liestal zu Herrn Inspektor Kettiger. Er zeigte mir von der Feldmühle aus den Weg durch die Reben und beschrieb mir die übrige Strecke. In Arisdorf stellte ich mich dem Präsidenten Kunz als künftiger Unterlehrer vor. Dieser führte mich zu einem Mitglied des Gemeinderates. Da gerade in Sissach ein Schiessen abgehalten wurde und die beiden als Schützen daran teilnahmen, begleitete ich sie.

Nun konnte ich mein Amt antreten. Wie ich es machen sollte, wusste ich nicht recht. Im Seminar hatte ich nie Gelegenheit, an der Musterschule zu unterrichten. Ich nahm den Oberlehrer zu Hilfe. Er hielt etwa eine halbe Stunde mit der untersten Klasse Schule. Jetzt stand ich allein vor drei Klassen, die zusammen etwa 60–70 Schüler zählten! Ungeachtet aller widrigen Umstände arbeitete ich mich bald ein und fand Freude am Unterrichten. Ich sah, dass mein Arbeiten nicht umsonst war. Welche Befriedigung hatte ich, wenn mich die Kleinen nach diesem und jenem fragten. Wie wichtig kam ich mir vor, wenn ich meine Schar vor mir sah, besonders wenn ich ihnen aus den Erzählungen von Ch. Schmied am Schlusse der Stunde vorlas und sie ganz 'Aug und Ohr' vor mir sassen. Es ist überhaupt ein Glück für den Menschen, wenn er etwas Rechtes mit Lust und Liebe besorgt; aber wohl das grösste Glück ist, wenn man Kinder unterrichten kann.

Oberlehrer, Gemeindeschreiber, Sigrüst, Vorsinger und Posthalter

Ich stand nicht ganz 2½ Jahre an der Unterschule, als der Oberlehrer nach Amerika auswanderte. Ich rückte an die Oberschule vor, gleichzeitig wurde ich Gemeindeschreiber, Sigrüst und Vorsinger. Alle diese Tätigkeiten verursachten viel Arbeit, ergaben jedoch ein besseres Auskommen, da die Stelle des Oberlehrers eine Zulage von Fr. 100.— einbrachte. Obgleich ich noch einen Gesangsverein leitete, fiel mir das Vorsingen der Choräle in der Kirche anfangs schwer. Aber ständiges Üben am Klavier erbrachten mir mit der Zeit eine gewisse Gewandtheit. Ich hatte später drei Kollegen, die im Seminar bessern Gesangsunterricht genossen hatten als ich. Aber keiner übernahm den Vorsingerdienst, den ich bei 40 Jahren versah.

Am meisten zu tun gaben die Gemeindeschreiber-Arbeiten. Mein Vorgänger hatte vieles unterlassen. Es waren z.B. keine Abänderungen im Liegenschaftsverkehr für mehrere Jahre nachgetragen. Es fehlte die Ablieferung der Gemeinderechnung an den Regierungsrat. Ebenso waren die Doppel der Geburts-, Trauungs- und Todesregister nicht nachgetragen. So gut wie möglich besorgte ich das Mangelhafte und kam dabei mit den Bewohnern des Dorfes in näheren Verkehr, ohne Schwierigkeiten zu bekommen. Durch die vielen Ar-



Bild 1. Die Kirche von Arisdorf. (Linolschnitt von Walter Eglin).

beiten, die ich auführte, wuchs ich im Ansehen der Behörden und der Gemeindebewohner.

Die Unterlehrerstelle wurde einem tüchtigen, jungen, Kollegen übertragen, der leider nicht lange blieb. Nach seinem Wegzug hatte ich einige Zeit auch seine Schule zu besorgen. Endlich erschien ein Vikar, der hierauf gewählt wurde.

Gleich nach meiner Wahl zum Lehrer der Oberschule, 1844, wurde ich angegangen, einen Leseverein ins Leben zu rufen. Es traten sofort einige jüngere Männer zusammen und man traf sich wöchentlich zwei Mal. Zuerst las man die vom Verein gehaltenen Zeitungen, um mit den Tagesneuigkeiten bekannt zu werden. Dann wurde aus einem landwirtschaftlichen Werk ein Abschnitt gelesen und der Inhalt besprochen. Eine Sitzung dauerte gewöhnlich zwei

Stunden. Man besprach auch die Erscheinung von Tag und Nacht und die Ursache der Entstehung der Jahreszeiten. Der damalige Pfarrer besuchte den Verein auch einige Male und hielt einen Vortrag über das Volk Israel. Nach einem Jahr entschloss man sich, auch etwas Praktisches zu leisten. Die Gemeinde hatte ein Stück abgeholztes Gemeindeland, das nur als Schafweideland diente. Der Verein urbarisierte das Land und sein Ertrag wurde für wohltätige Zwecke verwendet. Zum Beispiel erhielten vier junge Burschen das Geld, um ein Handwerk zu erlernen. Nach einigen Jahren beschränkte sich der Verein darauf, vom Mitgliederbeitrag, Fr. 1.50, ein Abonnement bei der Kantonsbibliothek zu nehmen. Die entlehnten Bücher wurden untereinander ausgewechselt. Leider löste sich diese Gesellschaft 1895 auf.

Schon als Unterlehrer bat man mich, einen Gemischten Chor zu gründen und zu leiten. Bis vor zwei Jahren hatte ein Gesangverein bestanden. Obwohl ich im Seminar dürftigen Gesangsunterricht genoss, wagte ich es, die Leitung zu übernehmen. Ich machte mir aus einer Liedersammlung einige Lieder zurecht, d.h. ich übte sie für mich am Klavier und schrieb die Stimmen für die Sänger ab. Denn Hefte für die einzelnen Stimmen gab es nicht. Jetzt wurde geübt und zwar von mir vorsingend, bis das Stück ging. Oft dauerte eine Übung über zwei Stunden und meine Stimme versagte mir nie. Zum Gemischtenchor kam bald ein Männerchor; wahrhaftig an Arbeit mangelte es mir nie! Diese Vereine mussten aus ihrer Kasse das Licht anschaffen. Der Schluss der Übung fand nicht in einem Wirtshaus statt, sondern gar oft durch das Absingen eines bekannten Liedes auf einem öffentlichen Platz. Auch wurde mir die Leitung eines Frauenvereins anvertraut. Er hatte durch veranstaltete Lotterien ein kleines Kapital erworben. Nachdem sein Vermögen, das für wohltätige Zwecke ausgegeben wurde, aufgebracht war, löste sich der Verein auf.

Im Jahre 1860 wurde mir von der Kreispostdirektion Basel das Amt des Postablagehalters von Arisdorf übertragen. Auf den 1. Juli 1860 wurde ich zum Posthalter gewählt. Dieses Amt habe ich auch mit Freuden besorgt; es brachte noch mehr Abwechslung in mein Leben.

Familienleben

Nun muss ich zurückgreifen und über die Zeit berichten, die ich mit meiner lieben Frau verlebte. Man wird begreifen, dass ich schon glücklich war, als ich wusste, dass sie die Meinige wurde. Da ich täglich als Tischgenosse in ihrer Nähe war, konnte ich mich an ihrem geduldigen Wesen erfreuen. Ich habe es vor der Heirat meiner sel. Mutter mit wenigen Worten mitgeteilt. Sie erwähnte schonend den Umstand, dass ich katholisch und sie reformiert sei. Ich schenkte ihren Einwendungen jedoch keine Beachtung. Da wir uns schon so lange vor der Hochzeit kannten, d.h. jedes wusste, was es an dem andern hatte, ging alles gut. Wir beide arbeiteten gerne, darum standen unsere häuslichen Verhältnisse gut. Meine Frau hatte die seltene Tugend, nie über andere



Bild 2. Drei Arisdörfer Lehrer (von rechts nach links): Pius Wenger, Schwiegersohn Hans Schuler-Wenger und Herr Hauptlin.

zu schimpfen, wenn sie beleidigt wurde. Sie fühlte zwar den leisesten Tadel, wurde aber deswegen nicht «unwürrsch» oder mürrisch. Kurz, sie suchte mit allen Kräften, mit jedermann in Frieden zu leben. Unsere Ehe wurde mit zwei Kindern gesegnet. Bis zur Geburt des zweiten Kindes war ihre Gesundheit wenig gestört und wir lebten in der besten Hoffnung, sie werde bald wieder erstarcken. Allein es stellte sich ein heimtückisches Leiden ein, das ihrem Leben

eher ein Ziel setzte, als man es erwartete. Nun stand ich mit meinen zwei Kindern allein da. Nach einer Witwenschaft von fünf Jahren verehelichte ich mich mit meiner zweiten Frau, die sich meiner Kinder liebevoll annahm.

Nach zurückgelegtem vierzigsten Amtsjahr bereitete mir die Gemeinde ein kleines Fest. Bei diesem Anlass wurde die Anregung zur Anschaffung einer Orgel gemacht und mit Freuden begrüsst, was die vielen freiwilligen Beiträge bewiesen (über Fr. 400.—). Es dauerte kein Jahr, so war das Werk erstellt und ich wurde als Vorsinger entlassen. Oh, dieser Vorsingerdienst kam mir oft in den Weg, wenn ich gerne fortgehen wollte! Wie schon früher bemerkt, hatte ich anfangs Mühe mich einzuarbeiten, da der Musikunterricht im Seminar nur mangelhaft gewesen war. Die Gesänge kamen mir als einem Katholiken, der an Figuralgesang mit Orgel gewöhnt war, fade vor; doch wurde mir mit der Zeit manche Melodie lieb. Ich hatte ein altes Klavier erworben und konnte die Melodie auf den Tasten herausfinden. Sobald mir bekannt war, welche Lieder am Sonntag gesungen wurden, setzte ich mich ans Klavier und spielte die Melodie einstimmig und sang dieselbe zu den schallenden Tönen. Dann probierte ich das Lied ohne Klavier, bis ich es konnte. Auf die Probe in der Kirche war mir lange Zeit bange. Denn wenn nur ein Ton in der Melodie fehlte, war zu fürchten, es gehe alles aus Rand und Band.

Am Sonntag früh machte ich bei schönem Wetter beizeiten einen Gang durchs Dorf. Beim Zusammenläuten war ich an meinem Platz und waltete meines Amtes. Nach dem Gottesdienst stand das Mittagessen bereit. Nachher begann die Sonntagssingstunde, viele Jahre um 12 Uhr, nachher um 12½ Uhr. Sie verpflichtete die Schüler der Oberklassen und der Repetierschule zum Besuch, zusammen oft über 100 Kinder. Schwierig war es, eine so grosse Anzahl von Kindern zur Ruhe zu bringen. Die Absenzen mussten der Schulpflege gemeldet werden. Nach der Gesangsstunde folgte die Kinderlehre. Auf diese Weise waren die Stunden des Sonntags bis nach 2 Uhr ausgefüllt.

In der Darstellung meiner Erlebnisse wurde schon wiederholt davon gesprochen, dass ich bei der Landwirtschaft erzogen worden war. Als Lehrer war mein Verlangen nach Beschäftigung auf dem Lande nicht mehr gross. Ich verpachtete mein Pfrundland und lebte meiner Schule. Doch hatte ich eine besondere Freude an der Baumzucht. Schon als Knabe hatte ich durch Zuschauen bei einem Gärtner das Okulieren gelernt und mit 14 Jahren mit Erfolg praktiziert. Welche Freude hatte ich, als ich im Walde mehrere Wildlinge entdeckte. Ich grub sie aus und pflanzte sie im Schulgarten. Später durchstreifte ich den Wald mit der Haue und vergrösserte meine Baumschule. Es sind während fünfzig Jahren aus meinen Pflänzlingen Bäume entstanden, deren Früchte in guten Jahren das Land verzinsten. Als ich später eine eigene Haushaltung führte und etwas Land zukaufte, musste ich mich zuweilen, besonders in den Ferien, müde arbeiten. Nein, ich musste nicht, ich tat es mit Freuden. Schon vor Tagesanbruch fand man mich an der Arbeit. Freilich, jetzt schickt es sich nicht mehr für einen Lehrer, der den Sigristendienst versieht, die

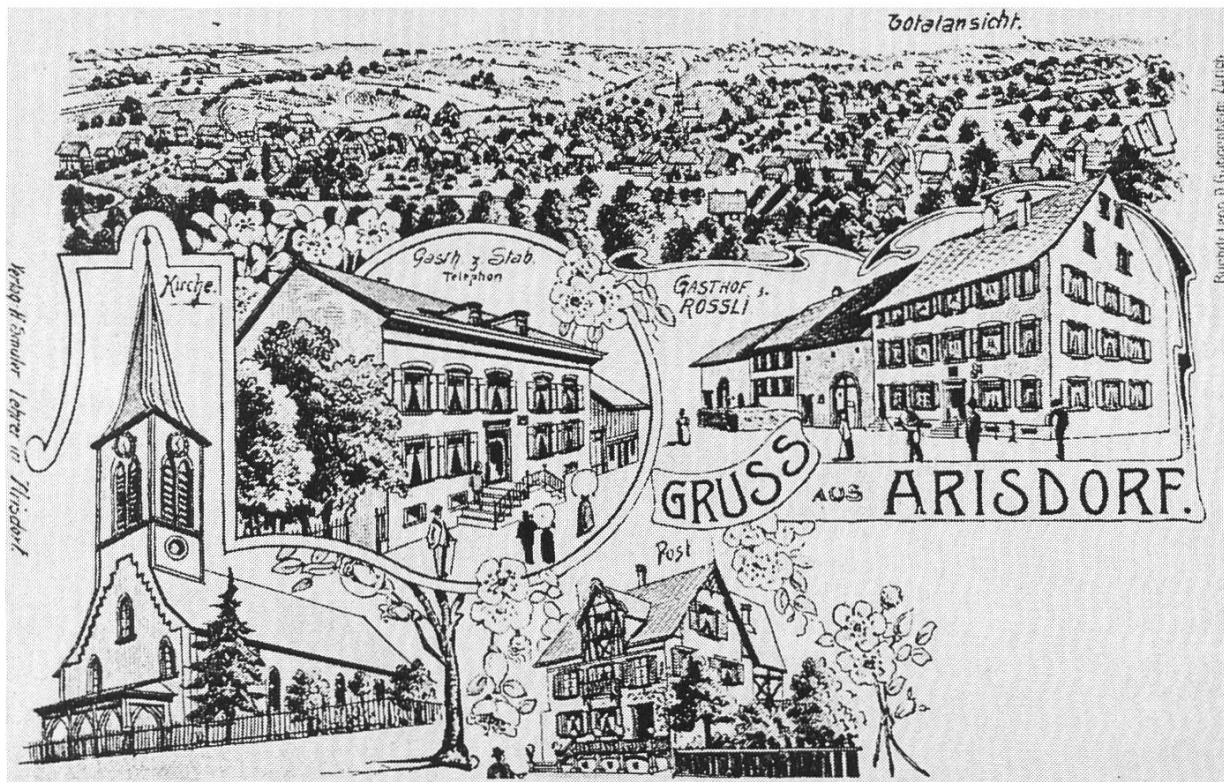


Bild 3. «Gruss aus Arisdorf»: Postkarte aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts. Verleger der Karte war Lehrer und Posthalter Hans Schuler-Wenger.

Glocken läutet und die Kirchenuhr besorgt. Es schickt sich auch nicht, dass er im Stall arbeitet und den Miststock in Ordnung hält. Die Arbeiten im Freien erhielten mich gesund. Während der ersten Jahre meiner Lehrtätigkeit kränkelte ich. Später fehlte mir selten etwas. Diese Nebenbeschäftigungen verschafften mir neben meiner Besoldung auch so viel Existenzmittel, dass ich mich nie veranlasst sah, eine Besoldungserhöhung zu verlangen.

Meine sonstige Stellung im Dorfe und bei den Gemeindeangelegenheiten war, ich möchte sagen, eher eine passive. Ich mischte mich nie in die Geschäfte der Gemeinde ein. Wo man mich um meine Meinung fragte, sagte ich sie unverhohlen, ohne Partei zu ergreifen. Im übrigen war die Bürgerschaft mir und meiner Schwester günstig gesinnt. Nachdem sie sich in den weiblichen Arbeiten noch etwas ausgebildet hatte, erhielt sie die Stelle einer Arbeitslehrerin. Als sie meine Hausgeschäfte besorgte, fing ich auch an, mich etwas mehr mit der Landwirtschaft abzugeben. Wir hielten eine Ziege und sie melkte sie, bevor sie mit der Lehrtochter auf die «Stör» ging. Abends bereitete sie mir das Nachtessen und versorgte ebenfalls die Ziege.

Ich glaube nicht, dass durch meine Nebenarbeiten meine Pflichten als Lehrer versäumt wurden. Bei mir begann die Arbeit um 5–6 Uhr früh und dauerte bis

abends 10 Uhr. Es war noch die Zeit, da man als Lehrer die Federn zu schneiden hatte. Dies geschah vor dem Mittagessen. War es nicht nötig, das Schreibmaterial zu restaurieren, so stand ich an der Wandtafel und zeichnete für den Geographieunterricht Karten oder bereitete mich für die Nachmittagsstunden vor. Ich unterliess es auch nicht, pädagogische Zeitschriften zu studieren und schaffte mir dieses und jenes an, was in öffentlichen Blättern empfohlen wurde.

Habe ich von meiner ersten Frau berichtet, so darf ich nun auch von meiner zweiten Frau etwas mitteilen. Ich fand sie mit ihrer Schwester und ihrem alten Vater wirtschaftend, was mir als gute Vorbedeutung erschien. Als sie meine Frau wurde, nahm sie sich recht mütterlich der beiden Stiefkinder an. Was sie zu ihrem Wohlergehen vorschlug, war in der Regel auch mir recht, und wir lebten in Zufriedenheit.

Zu meinem fünfzigjährigem Dienstjubiläum als Lehrer wurde mir als Anerkennung von der Erziehungsdirektion eine goldene Uhr mit Kette überreicht. Sie trägt folgende Widmung: «Zum Andenken an das Dienst-Jubiläum, gewidmet vom Regierungsrat 17. Juli 1892.» Dieses Geschenk hat mir sehr grosse Freude bereitet.

Nächstens, am 9. März 1896, lege ich das 75. Altersjahr zurück. Ich glaubte nie, dass mir Gott so viele Jahre schenken würde. Ich habe bis 1893, 51 Jahre und 5 Monate als Lehrer gearbeitet und wie ich glaube, mit voller Hingabe. Doch, wer wollte es nicht glauben, hie und da mit Missmut. Jedoch war mir

Geschichte 2001 — Mitteilungen der Forschungsstelle Baselbieter Geschichte

Dieser Nummer der Heimatblätter ist erstmals das Mitteilungsblatt «Geschichte 2001» beigelegt. Es bietet aus erster Hand Informationen aus der neugeschaffenen, kantonalen «Forschungsstelle Baselbieter Geschichte», deren wissenschaftliche Tätigkeit in eine dreibändige Kantonsgeschichte einfließen soll. Sie wird im Jahre 2001 erscheinen, also zur 500. Wiederkehr von Basels Eintritt in die Eidgenossenschaft.

Die Redaktion ist überzeugt, dass die von nun an sporadisch erscheinende Beilage eine schöne Bereicherung unserer Zeitschrift darstellt. Wir gewähren ihr deshalb gerne Gastrecht in unserer Mitte und empfehlen sie Ihrer Aufmerksamkeit.

W.

mein Beruf immer lieb. Denn wie oft verglich ich ihn mit andern Berufen, sogar mit dem eines Pfarrers. Was ich im Unterricht zu behandeln hatte, war zwar meistens, wie man sagt, mehr dem Weltlichen und dem Praktischen dienlich. Doch es wurde angenommen. Ich konnte für mich da und dort eine Lehre, eine Mahnung oder eine Warnung mitnehmen. Immer war mir die erste Stunde am Montag recht lieb: Biblische Geschichte. Es wurde in diesem halben Jahrhundert, in welchem ich amtierte, viel über diesen Unterricht gesprochen und geschrieben. Es ist nach meiner Ansicht Wahrheit, dass dieser Unterrichtsgegenstand auf junge Leute eine sittliche Wirkung nicht verfehlt. Was meine Stellung zu den Eltern meiner Schüler anbetrifft, war sie keine schlechte. Ich hatte mit niemand Konflikte, wie es da und dort vorkam.

Denke ich an die verschiedenen Schulpflegen, so muss ich sagen, dass sie zu vorgeschlagenen Anschaffungen und Verbesserungen gerne Hand boten. Schülerspaziergänge wurden wohl kaum von einer Schule des Kantons so viele ausgeführt, wie von der Schule Arisdorf. Bei allem war die Gemeinde willige Unterstützerin. Wiederholt wurde von Privaten Namhaftes geleistet. Auch fanden Schauspielaufführungen durch die Schüler Anerkennung und boten dem Lehrer Anlass, für seine Mühe mit Freude auf das Geleistete zurückzublicken. Ebenso war mein Verhältnis zu den jeweiligen Pfarrern, sieben gewählten und mehreren Stellvertretern, ein gutes. Für dieses Wohlergehen bin ich meinem Schöpfer innigen Dank schuldig und wenn ich meine ökonomischen Verhältnisse mit denjenigen meiner lieben Eltern sel. vergleiche, weiss ich nicht, wie ich danken soll.

Nachtrag

Mein Grossvater starb im hohen Alter von 80 Jahren nach einem reicherfüllten, arbeitsamen Leben.

Sehen wir, was die Kreispostdirektion Basel ihm anlässlich seines Rücktritts über die Postverhältnisse von Arisdorf mitteilte:

«Seit 1848 hatte Postbote *Joh. Gysin von Liestal* aus 3 Mal wöchentlich Dienstag, Donnerstag und Samstag die Bestellung der Postsachen in den Gemeinden Seltisberg, Lupsingen, Bubendorf, Lausen, Arisdorf, Giebenach, Füllinsdorf, Niederschöntal, Frenkendorf, Pratteln und den Nebenhöfen zu besorgen mit Jahresgehalt von 520 Fr., der vom 1. Januar 1855 an nach Abtrennung der letztgenannten 4 Ortschaften auf 436 Fr. reduziert wurde.

Anlässlich der Reorganisation des Postdienstes im Kanton Basellandschaft (infolge Übergang der kantonalen Post an die Eidgenossenschaft auf 1. Januar 1849), wurde diese Stelle mit 30. Juni 1855 aufgehoben und durch einen täglichen Fussbotenkurs von Baselaugst aus ersetzt, der mit 1. Juli 1855 übertragen wurde an *Posthalter Joh. Jakob Gröflin in Baselaugst* zum Jahresgehalt von 300 Fr. mit Bestellung der Postsachen vormittags 9½ Uhr in Giebenach, Arisdorf und Hershberg.

Nach Demission von *J. J. Gröflin* ging der Fussbotenkurs mit 1. Juli 1856 an *Jakob Schaffner* über mit Bestelldienst um 11 Uhr vormittags und mit gleichem Gehalt, der vom 1. Januar 1858 an auf 360 Fr. erhöht wurde.

Mit 1. Dezember 1863 wurde der Bestelldienst um 10 Uhr vormittags ausgeführt und der Gehalt auf 400 Fr. erhöht, vom 1. Juli 1867 an auf 408 Fr. und vom 1. Juli 1868 an auf 440 Fr.



Bild 4. Anlässlich des 25jährigen Bestehens der Fahrpostlinie Baselaugst–Arisdorf am 2. August 1900 entstand dieses Bild vor dem «Post-Bureau Arisdorf. Rechts im Bild, vor der feierlich geschmückten Kutsche: Lehrer und Posthalter Pius Wenger. Die Photo wurde übrigens vom damaligen Pfarrer G. Schönauer gemacht.

Nach Demission von Jakob Schaffner wurde *Jakob Lüscher* auf 30. Juni 1870 zum Postboten ernannt mit gleichem Gehalt, der indess auf 1. Juli 1870 auf 456 Fr. erhöht wurde.

Infolge *Eröffnung der Bözbergbahn* wurde dieser Fussbotenkurs 1875 aufgehoben und mit 2. August 1875 durch den noch bestehenden *Fahrpostkurs Arisdorf-Baselaugst* ersetzt und Jakob Lüscher als Fussbote entlassen.

In *Arisdorf* selbst wurde anlässlich der Postreorganisation von Baselland auf 1. Juli 1855 eine *gewöhnliche Postablage* ohne Bestelldienst errichtet und zum Jahresgehalt von 40 Fr. übertragen an *Heinrich Häring*, Privatbote in Arisdorf und nach dessen Rücktritt auf 1. Mai 1860 an *Pius Wenger* und zwar zum gleichen Jahresgehalt. Vom 1. Dezember 1863 an wurde der *Austausch der Postsachen von und für Hersberg der Ablage Arisdorf übertragen* und der Jahresgehalt der letztern auf 80 Fr. erhöht, dann auf 1. Juli 1869 auf 100 Fr., vom 1. Januar 1873 an 120 Fr.

Infolge Wegfall des Fussbotenkurses mit Baselaugst und Errichtung einer zweimal täglichen Fahrpost mit zweimal täglichen Bestelldienst um 10 Uhr Vorm. und 8 Uhr Nachm., wurde die Postablage rechnungspflichtig und der Jahresgehalt auf 600 Fr. erhöht.

Auf 1. Juli 1890 wurde die Postablage in ein *Postbureau* umgewandelt zu einem Jahresgehalt von 900 Fr., vom 1. April 1891 an 1080 Fr., vom 1. April 1894 1200 Fr. und vom 1. April 1898 1500 Fr.»

Das ist in gedrängter Kürze die uns bekannte Geschichte der Postbedienung der Gemeinde Arisdorf von 1848 (kantonale Postverwaltung und ab 1. Januar 1849 eidg. Postverwaltung) bis auf den heutigen Tag.